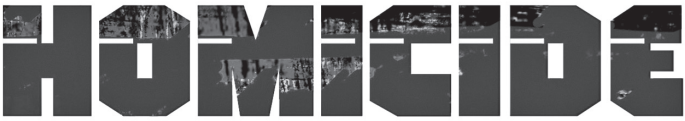
HEYNE
HARD
CORE

DAVID SIMON



EIN JAHR AUF MÖRDERISCHEN STRASSEN

Aus dem Amerikanischen
von Gabriele Gockel, Barbara Steckhan,
Thomas Wollermann

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 01/2013
Copyright © 2011 der deutschen Ausgabe
by Verlag Antje Kunstmann GmbH, München
Copyright © 1991, 2006 der Originalausgabe by David Simon
Copyright © 2013 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,
unter Verwendung der Gestaltung
von Heidi Sorg & Christof Leistl, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-67635-0
www.heyne-hardcore.de

Für Linda

Wenn in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt, damit du es in Besitz nimmst, einer auf freiem Feld ermordet aufgefunden wird und man nicht weiß, wer ihn erschlagen hat,

dann sollen deine Ältesten und Richter hinausgehen und feststellen, wie weit die Städte ringsum von dem Ermordeten entfernt sind.

Wenn feststeht, welche Stadt dem Ermordeten am nächsten liegt, sollen die Ältesten dieser Stadt eine junge Kuh aussuchen, die noch nicht zur Arbeit verwendet worden ist, das heißt, die noch nicht unter dem Joch gegangen ist.

Die Ältesten dieser Stadt sollen die Kuh in ein ausgetrocknetes Bachtal bringen, wo weder geackert noch gesät wird. Dort sollen sie im Bachbett der Kuh das Genick brechen.

Dann sollen die Priester, die Nachkommen Levis, herantreten; denn sie hat der Herr, dein Gott, dazu ausgewählt, vor ihm Dienst zu tun und im Namen des Herrn den Segen zu sprechen. Nach ihrem Spruch soll jeder Rechtsstreit und jeder Fall von Körperverletzung entschieden werden.

Alle Ältesten dieser Stadt sollen, weil sie dem Ermordeten am nächsten sind, über der Kuh, der im Bachbett das Genick gebrochen wurde, ihre Hände waschen.

Sie sollen feierlich sagen: Unsere Hände haben dieses Blut nicht vergossen und unsere Augen haben nichts gesehen.

Deck es zu, zum Schutz deines Volkes Israel, das du freigekauft hast, Herr, und lass kein unschuldig vergossenes Blut in der Mitte deines Volkes Israel bleiben. Dann ist das Blut zu ihrem Schutz zugedeckt.

Du wirst das unschuldig vergossene Blut aus deiner Mitte wegschaffen können, wenn du tust, was in den Augen des Herrn richtig ist.

Das Buch Deuteronomium, 21:1–9

Bei Kontaktwunden wurde der Lauf der Waffe direkt an den Köper gehalten … Der äußere Rand der Eintrittswunde ist durch den heißen Rauch angesengt und vom Ruß geschwärzt. Der Ruß ist so in die versengte Haut eingebrannt, dass man ihn weder durch Waschen noch durch heftiges Schrubben von der Wunde entfernen kann.

Vincent J.M. DiMaio M.D.,
Gunshot Wounds: Practical Aspects of Firearms, Ballistics and Forensic Technique

ANTE MORTEM

von Richard Price

Jimmy Breslin schrieb einmal über Damon Runyon: »Er machte, was alle guten Journalisten machen – er hing herum.« Aber für *Homicide*, seinen Bericht über ein Jahr im Leben des Morddezernats von Baltimore, hing David Simon nicht nur herum: Er schlug dort sein Zelt auf. Als Reporter und Drehbuchautor ist Simon fest davon überzeugt, dass Gott ein erstklassiger Schriftsteller ist und *dabei zu sein*, wenn Er sein ganzes Können entfaltet, nicht nur erlaubt, sondern ehrenwert und unabdingbar ist im Kampf für das Gute. Simon ist ein begnadeter Faktensammler und Analytiker, aber er ist auch ein Junkie. Seine Sucht: Zeugnis ablegen.

Ich weiß, wovon ich rede – ich kenne das aus eigener Erfahrung. Die Sucht zeigt sich etwa so: Was wir auch draußen auf der Straße sehen – bei der Polizei, bei den Dealern, bei den Menschen, deren Leben ein Minenfeld ist, auf dem sie sich und ihre Familien jeden Tag aufs Neue durchzubringen versuchen –, es verstärkt bloß unseren Wunsch, noch mehr zu sehen, endlos herumzuhängen bei allen, die uns um sich dulden, und eine Art urbaner Urwahrheit aufzudecken. Unser Abendgebet lautet: Mein Gott, bitte lass mich nur noch einen Tag, noch eine Nacht etwas sehen, etwas hören, das sich als Schlüssel, als goldene Metapher für all das erweist, so wie jeder fertige Zocker weiß, dass beim nächsten Wurf seine Zahlen kommen. Die Wahrheit ist gleich um die Ecke zu finden, im nächsten achtlos hingeworfenen Satz, in der nächsten Funkmeldung, in der nächsten Übergabe eines Drogenpakets, bei der nächsten Absperrung eines Tatorts, während die Bestie Baltimore, oder New York, oder jede andere Stadt in Amerika gleich einer Sphinx, deren Rätsel niemand zu lösen vermag, unermüdlich eine umnachtete Seele nach der anderen verschlingt.

Vielleicht sind wir beide aber auch einfach nur auf besondere Weise unfähig, eine Deadline einzuhalten …

Ich lernte Simon am 29. April 1992 in New York kennen, am dem Abend, an dem in Los Angeles wegen des Freispruchs der Polizisten im Fall Rodney King Unruhen ausbrachen. Wir hatten beide soeben gewichtige Werke veröffentlicht: Simon das, welches Sie gerade in Händen halten, ich meinen Roman *Clockers*. Unser gemeinsamer Lektor John Sterling hatte uns zusammengebracht. Es war ein geradezu komischer Augenblick: »David, das ist Richard; Richard, David. Ihr solltet Freunde werden – ihr habt so viel gemeinsam.« Natürlich fuhren wir so schnell wie möglich über den Hudson nach Jersey City, wo an jenem Abend die Stimmung kochte. Dort empfing uns Larry Mullane, ein Detective des Morddezernats von Hudson County und mein genialer Vergil, der mich in den vergangenen drei Jahren meines Schriftstellerlebens durch das Reich der Schatten geführt hatte. Davids Vater war in Jersey City aufgewachsen, und die Wege der Familien Mullane und Simon hatten sich im Lauf der Generationen sicher gekreuzt. Die Unruhen selbst erwiesen sich als schwer fassbar, irgendwie nah, aber zugleich untergründig, und ich erinnere mich vor allem an Simons zwanghaftes Bedürfnis, *dabei zu sein*, und das war für mich, als wäre ich meinem lange vermissten Zwillingsbruder begegnet.

Das zweite Mal trafen wir uns ein paar Jahre später, nach dem schrecklichen Mord, den Susan Smith in South Carolina an ihren Kindern verübt hatte. Ich befand mich in Vorarbeit für meinen Roman *Das Gesicht der Wahrheit* auf einer Art Forschungsreise zum Medeasyndrom. In Baltimore hatte es eine ähnliche Tragödie gegeben: Die weiße Mutter zweier Mädchen, deren Vater ein Schwarzer war, hatte ihr Haus angezündet, während ihre Töchter schliefen. Angeblich war ihr Motiv, jedes Hindernis zu beseitigen, das ihrer neuen großen Liebe im Weg stand. Ihr Freund war, wie sie sagte, wenig begeistert von ihren beiden Kindern (was er später bestritt).

Damals hängte sich David ans Telefon und schleppte mich zu allen irgendwie Beteiligten, die zu einem Interview bereit waren: Zu den Detectives, die die Frau verhaftet hatten, zum Freund der Mutter, zu der Großmutter, die gleich einen dreifachen Verlust erlitten hatte, zu dem arabischen Besitzer des Ladens, in den die Mutter geeilt war, vorgeblich, um den Notruf zu wählen. (Erst einmal, so der Ladenbesitzer, rief sie ihre Mutter an.) Aus journalistischer Sicht hatte die Geschichte ihr

Haltbarkeitsdatum bereits überschritten, aber Simon war fest entschlossen, die Story für *mich* an Land zu ziehen, sodass er sofort wieder in den Arbeitsmodus umschaltete. Zum ersten Mal in meinem Leben musste ich geistig und körperlich mit einem echten Straßenreporter mithalten. Neben zahlreichen Interviews gehörte dazu auch der allerdings erfolglose Versuch, unter allerlei Vorwänden und Lügen an dem Uniformierten vorbeizukommen, der immer noch den Tatort bewachte. Schließlich umgingen wir den Arm des Gesetzes durch ein Ausweichmanöver. Wir schlichen uns auf die Rückseite, kletterten über Zäune und befanden uns schließlich in dem rußgeschwärzten Haus. Blieb nur noch, die Treppe hinaufzusteigen, um in das kleine Zimmer zu gelangen, in dem die beiden Mädchen am Rauch erstickt waren. Es war, als stünden wir im lichtdurchlässigen Gerippe eines Tigers. Wohin wir auch blickten – die Wände, die Decken, die Böden –, überall nur die Rußstreifen, die die Flammen hinterlassen hatten. Ein niederschmetternder Anblick, ein kleines Stück der Hölle.

Doch kehren wir zurück zu jenem ersten Abend in Jersey City. Irgendwann kam das Gerücht auf, die Aufrührer spannten Klavierdrähte über die Straßen, um die Cops, die mit Motorrädern unterwegs waren, zu enthaupten, worauf sich Larry Mullane, der selbst einmal Motorradstreife gefahren war, augenblicklich von uns verabschiedete. So befanden wir uns plötzlich allein in einem zivilen Polizeifahrzeug (eigentlich ein Widerspruch in sich, nicht wahr?), ich hinter dem Steuer und Simon auf dem Beifahrersitz. Mullane hatte uns geraten: »Bleibt in Bewegung. Und wenn euch jemand zu nahe kommt, seht ihn einfach wütend an und gebt Vollgas.« Und genau das taten wir, was mich auf eine Frage bringt, die mich immer gequält hat: Sind Autoren wie wir, die wie besessen sind von dem Wunsch, in Tatsachenberichten oder fiktionalen Texten die Einzelheiten des Lebens in den urbanen Schützengräben Amerikas festzuhalten, wir, die, um sehen zu können, was wir sehen müssen, zu einem Großteil vom Edelmut der Cops abhängen, sind wir (ach du Scheiße …) etwa Polizeifans?

Inzwischen glaube ich: nicht mehr, als wir Fans der Verbrecher und der braven Bürger sind. Aber wer immer uns diesseits und jenseits des Gesetzes Einblick in seine Welt gewährt, für den bringen wir mit Sicherheit Empathie auf – wir werden im Grunde zu »eingebetteten Journa-

listen«. Das ist nicht so schlimm, wie es vielleicht klingt, solange unser Dankeschön in etwa so lautet: Als Chronist erweise ich Ihnen meinen Respekt durch einen getreuen Bericht über das, was ich als Gast im Haus Ihres Lebens gesehen und gehört habe. Wie sie dabei wegkommen? Jeder schaufelt sich sein eigenes Grab oder errichtet sich ein Denkmal, indem er das ist, was er eben ist. Ich wünsche Ihnen also Glück und danke Ihnen für die mir geschenkte Zeit.

Simon beschreibt in größter Gründlichkeit und Klarheit, wie unmöglich der Job in einer Mordkommission eigentlich ist. Der Polizist, der da draußen in einem Mord ermittelt, muss nicht nur mit der Leiche fertig werden, die vor ihm liegt, sondern schleppt als zusätzliche Last auch eine ausufernde Hierarchie von Vorgesetzten mit sich herum – er trägt das ganze Gewicht einer bürokratischen Selbsterhaltungsmaschinerie. Trotz aller Fortschritte in der Kriminaltechnik, die durch Serien wie *CSI: Den Tätern auf der Spur* inzwischen einem breiten Publikum bekannt geworden sind, scheint für die Ermittler auf den Straßen bisweilen die einzige zuverlässige Wissenschaft die Mechanik des Karrierismus zu sein. Und die stellt schlicht und einfach fest, dass immer die am unteren Ende der Befehlskette es ausbaden müssen, wenn ein Mord Schlagzeilen macht oder einen politischen Nerv trifft. Die besten Ermittler – die, die am häufigsten unter großem, wenn auch überflüssigem Druck die roten – ungelösten – Fälle in schwarze verwandeln – reagieren mit einem Hauch Weltschmerz und zeigen zugleich einen wohlverdienten elitären Stolz.

Homicide ist eine Art Tagebuch des Verbrechens, in dem sich Profanes mit Biblischem mischt, und auf jeder Seite ist Simons tiefes Bedürfnis, ja seine Gier spürbar, alles in sich aufzunehmen, zu verarbeiten, *dabei zu sein* und das, was sich vor seinen Augen auftut, der Welt auf der anderen Seite mitzuteilen. Man spürt die Liebe, die er für alles empfindet, dessen Zeuge er ist, den unbedingten Glauben an die Schönheit, die darin besteht, dass alles, was er erlebt, »die Wahrheit« einer Welt ist: So ist es, so läuft das, das und das sagen die Leute hier, so handeln sie, so führen sie sich auf, so grenzen sie sich ab, so rechtfertigen sie sich, da und da kommen sie schlecht weg, so wachsen sie über sich hinaus, überleben, gehen unter.

Simon besitzt ein großes Talent, das Ungeheure kleiner Dinge zu erfassen: die leichte Überraschung in den halb geschlossenen Augen der gerade Getöteten, die unbeschreibliche Poesie einer unlogischen, nachlässigen Aussage, das Ballett der Ziellosigkeit auf der Straße, der unbewusste Tanz von Zorn, Langeweile und Freude. Simon hält die Gesten fest, die kläglichen Falschaussagen, die gesenkten Blicke, die zusammengepressten Lippen. Er schildert die unerwartete Höflichkeit zwischen Gegnern, den schwarzen Humor, der einen angeblich vor dem Irrsinn bewahrt oder menschlich bleiben lässt, oder welche Entschuldigung sonst noch für die Witze auf Kosten von noch nicht erkalteten Mordopfern vorgebracht werden; die atemberaubende Dummheit, die hinter den meisten Tötungsdelikten steckt, die Überlebensstrategien von Menschen, denen es nur noch darum geht, einen weiteren Tag durchzuhalten. Simon zeigt, dass die Straßen Baltimores selbst eine Droge für die Polizei wie für die Gangs (und ab und an auch für einen Berichterstatter) sind. Sie alle sitzen ständig in den Startlöchern für den nächsten unvermeidlichen und doch immer wieder unerwarteten Akt des Dramas, der beide Seiten in Bewegung setzen und dafür sorgen wird, dass die Unschuldigen, die zwischen die Fronten geraten, unter den Fenstern in Deckung gehen oder sich in die vermeintlich kugelsichere Badewanne kauern – die Familie, die sich zusammen duckt, steht zusammen. Und Simon macht immer wieder klar, dass es da draußen nur sehr wenig Schwarz und Weiß, aber verdammt viel Grau gibt.

Homicide ist ein Kriegsbericht, und das Schlachtfeld erstreckt sich von den heruntergekommenen Reihenhäusern East und West Baltimores bis zu den Fluren des Parlaments von Maryland in Annapolis. Mit nicht geringer Ironie offenbart das Buch, dass die Überlebensspiele auf den Straßen nur ein Spiegel der Überlebensspiele in der Bürokratie sind, dass alle am Drogenkrieg Beteiligten nur auf Zahlen schauen: auf Kilos, Gramm, Pillen, Gewinne hier; Verbrechen, Festnahmen, Aufklärungsquoten und Haushaltskürzungen dort. Es wirft einen kritischen Blick auf die Realpolitik einer Stadt inmitten eines schleichenden Aufruhrs. Simons unerschütterliche Haltung zeigt uns in *Homicide* die in dem Chaos verborgenen Muster. Baltimore, das ist Anschauungsunterricht in Sachen Chaostheorie.

Mit der erfolgreichen Fernsehadaption dieses Buches gelang Simon

der Einstieg in die dramatische Umsetzung seiner Beobachtungen. Es folgten die brillante sechsteilige Miniserie auf der Grundlage seines nächsten Buchs, *The Corner* (in Zusammenarbeit mit Ed Burns), und die in epischer Breite erzählte HBO-Serie *The Wire*. Bei diesen späteren Projekten hatte er Gelegenheit, einmal ein wenig Klartext zu reden, die Wahrheit in eine künstlerische Form zu bringen, sodass die großen sozialen Themen hervortreten. Doch selbst mit der kreativen Freiheit, die das fiktive Genre ihm bietet, bleibt seine Arbeit ein Meisterwerk der Nuancierung; auch hier untersucht Simon, wie jedes kleine Ereignis außen im Innern dieser Welt die größte Revolution auslösen kann – im Leben einer einzigen, marginalisierten Person wie im geistigen und politischen Biorhythmus einer amerikanischen Großstadt.

Mit alledem möchte ich eigentlich nur sagen: Wenn Edith Wharton von den Toten auferstehen und sich für die Makler der Macht in einer Stadt, die Cops, die Cracksüchtigen und Reportage interessieren und sich nicht darum kümmern würde, welche Kleidung man im Büro trägt, würde sie wahrscheinlich ein bisschen so aussehen wie David Simon.

Die Protagonisten

Lieutenant Gary D'Addario
Shift Commander/Schichtleiter

Detective Sergeant Terrence McLarney
Squad Supervisor/Teamleiter

Detective Donald Worden
Detective Rick James
Detective Edward Brown
Detective Donald Waltemeyer
Detective David John Brown

Detective Sergeant Roger Nolan
Squad Supervisor/Teamleiter

Detective Harry Edgerton
Detective Richard Garvey
Detective Robert Bowman
Detective Donald Kincaid
Detective Robert McAllister

Detective Sergeant Jay Landsman
Squad Supervisor/Teamleiter

Detective Tom Pellegrini
Detective Oscar Requer
Detective Gary Dunnigan
Detective Richard Fahlteich
Detective Fred Ceruti

DIE DREI SÄULEN JEDER MORDERMITTLUNG

Spuren. Zeugen. Geständnisse.

DIE ZEHN GOLDENEN REGELN EINES MORDERMITTLERS

 # 1 Jeder lügt.

 # 2 Ein Opfer wird nur einmal getötet, der Tatort aber kann tausend Mal ermordet werden.

 # 3 Die ersten zehn bis zwölf Stunden nach einem Mord entscheiden über den Erfolg einer Ermittlung.

 # 4 Allein im Verhörraum bleibt ein Unschuldiger hellwach, ein Schuldiger schläft auf der Stelle ein.

 # 5 Gut, wenn man gut ist, aber besser, man hat Glück.

 # 6 Lässt sich bei einem tätlichen Angriff ein Verdächtiger identifizieren, wird das Opfer überleben.
Wenn nicht, wird das Opfer sterben.

 # 7 Erst sind sie rot, dann grün, dann schwarz.

 # 8 Wenn kein offensichtlicher Verdächtiger vorhanden ist, wird auch die Spurensicherung nicht mit brauchbaren Beweismitteln aufwarten können.

 # 9 Für die Geschworenen ist jeder Zweifel begründet.

 # 10 Es gibt ihn, den perfekten Mord.

HOMICIDE

EINS

Dienstag, 19. Januar

Jay Landsman zieht seine Hand aus der warmen Jackentasche und geht vor dem Toten in die Knie. Er greift ihn ans Kinn und dreht den Kopf zur Seite, bis er die Eintrittswunde sieht, das ovale Loch, aus dem es rot und weiß sickert.

»Hier haben wir das Problem«, sagt Landsman. »Der hat 'n Platten.«

»'n Platten?« Pellegrini springt darauf an.

»Ja, 'n schleichenden.«

»So was kann man doch flicken.«

»Na klar. Da gibt's so Reparatursets …

»Wie für Reifen.«

»Genau, wie für Reifen«, fährt Landsman fort. »Samt Flicken und allem Drum und Dran. Wenn's eine größere Wunde wäre, von einer Achtunddreißiger oder so, dann geht's nicht mehr ohne neuen Kopf. Aber so was kann man flicken.«

Landsman sieht auf, ganz Ernst und Betroffenheit.

Jesus meine Zuversicht, denkt Tom Pellegrini, was gibt es Schöneres, als zusammen mit einem Durchgeknallten Mordfälle zu bearbeiten? Um ein Uhr nachts, mitten im Ghetto, ein halbes Dutzend Streifenpolizisten, deren Atemwölkchen mal wieder über eine Leiche ziehen – gibt es einen besseren Ort, eine bessere Zeit für einen echten Landsman, so trocken vorgebracht, dass selbst der Schichtleiter vom Western District im grellen Flackern seines Blaulichts hart auflacht? Nicht, dass die Nachtschicht des Western Districts ein besonders anspruchsvolles Publikum wäre; man braucht nicht lange im Sector 1 oder 2 Streife zu fahren, um einen ziemlich kranken Humor zu entwickeln.

»Kennt ihn jemand?«, fragt Landsman. »Hat noch wer mit ihm geredet?«

»Scheiße, nein«, sagt ein Uniformierter. »Der war schon zehn-sieben, als wir hier angekommen sind.«

Zehn-sieben. Der Funkcode für »außer Betrieb«, umstandslos übertragen auf ein Menschenleben. Wirklich nett. Pellegrini grinst. Gut,

dass sich ein Cop durch nichts in der Welt aus der Ruhe bringen lässt, denkt er.

»Schon seine Taschen gecheckt?«, fragt Landsman.

»Noch nicht.«

»Scheiße, hat der denn keine Hosentaschen?«

»Er hat eine Trainingshose über den Jeans.«

Landsman stellt sich über das Opfer, die Füße zu beiden Seiten der Taille, und zerrt ihm die Trainingshose herunter. Durch die lieblose Behandlung rutscht die Leiche ein paar Zentimeter über den Bürgersteig und hinterlässt dort, wo die Kopfwunde über das Pflaster scheuert, einen dünnen Film aus Blut und Hirnmasse. Landsman zwängt seine fleischige Hand in die Vordertasche.

»Vorsicht, Spritzen«, sagt ein Uniformierter.

»Na und?«, antwortete Landsman. »Wenn einer von uns Aids kriegt, glaubt doch sowieso keiner, dass es von so einer Spritze kommt.«

Der Sergeant zieht die Hand aus der rechten Vordertasche des Toten und lässt etwa einen Dollar in Münzen auf das Pflaster rollen.

»Vorn hat er keine Geldbörse. Ich warte, bis der Rechtsmediziner ihn umdreht. Ihr habt doch einen bestellt, oder?«

»Müsste schon unterwegs sein«, sagt ein zweiter Streifenbeamter, der angefangen hat, einen Berichtsbogen auszufüllen. »Wie viele Kugeln hat er denn abgekriegt?«

Landsman zeigt auf die Kopfwunde, dann hebt er eine Schulter an, um ein zerfetztes Loch in der oberen Hälfte der Lederjacke des Toten freizulegen. »Eine in den Kopf und eine in den Rücken.« Landsman bricht ab, und Pellegrini sieht, dass er wieder sein Pokerface aufsetzt. »Können auch mehr sein.«

Der Uniformierte setzt den Stift aufs Papier.

»Möglich …«, Landsman legt in seinen Blick alle Routine, die er aufbringen kann, »… sogar sehr gut möglich, dass zwei Kugeln ins gleiche Loch gegangen sind.«

»Echt?«, fragt der Streifenpolizist ohne jede Ironie.

Einfach durchgeknallt. Man gibt ihm eine Knarre, eine Marke und den Titel Sergeant, und dann lässt man ihn los auf die Straßen Baltimores, eine Stadt mit überproportional hoher Gewaltrate, Dreck und Elend. Anschließend stellt man ihn in eine Schar blau berockten Fuß-

volks und lässt ihn die Rolle des einsamen Possenreißers spielen. Jay Landsman, der mit dem schiefen Grinsen und den Aknenarben, der Müttern in aller Seelenruhe erzählt, es sei alles in Ordnung, sie sollten sich nicht aufregen, gegen ihren Sohn läge bloß ein Haftbefehl wegen Mordes vor. Landsman, der seine leeren Whiskyflaschen im Schreibtisch von Kollegen deponiert und auf dem Klo das Licht ausschaltet, wenn ein Vorgesetzter drauf sitzt. Landsman, der sich beschwert, irgendein Hurensohn habe seine Brieftasche geklaut, nachdem er im Präsidium gemeinsam mit dem Polizeichef im Aufzug gefahren ist. Jay Landsman, der einmal als Streifenpolizist im Southwestern District seinen Funkwagen an der Edmondson und Hilton geparkt und eine in Alufolie eingeschlagene Schachtel Quaker-Haferflocken als Radarpistole benutzt hat.

»Diesmal kriegen Sie nur eine Verwarnung«, erklärte er den dankbaren Fahrern. »Und nicht vergessen: Waldbrandgefahr!«

Und wenn Landsman jetzt nicht doch schmunzeln müsste, würde ein Polizeibericht mit der Nummer 88-7a37548 ins Archiv wandern, in dem steht, das Opfer sei einmal in den Kopf und zweimal in den Rücken geschossen worden, Letzteres in dieselbe Einschussstelle.

»He, war nur ein Spaß«, sagt er schließlich. »Morgen nach der Autopsie wissen wir mehr.«

Er wirft Pellegrini einen Blick zu.

»Also, Phyllis, den soll mal der Rechtsmediziner umdrehen.«

Pellegrini grinst. Sein Sergeant nennt ihn Phyllis, seit sich ein Dragoner von Gefängnisaufseherin auf Rikers Island in New York einmal geweigert hatte, einen weiblichen Häftling an die beiden männliche Detectives aus Baltimore herauszugeben, da die Vorschriften eine Polizistin als Begleitung einer Gefangenen vorsehen. Nach längerer Debatte griff Landsman seinen Kollegen, den unverkennbar italienischstämmigen Sproß einer Minenarbeiterfamilie aus Allegheny, am Arm und schob ihn nach vorn.

»Darf ich Ihnen Phyllis Pellegrini vorstellen?«, sagte Landsman, während er den Übergabezettel für die Gefangene unterschrieb. »Sie ist meine Partnerin.«

»Wie geht's?«, sagte Pellegrini ungerührt.

»Sie sind keine Frau!«, protestierte der Dragoner.

»Aber ich war mal eine.«

Tom Pellegrini tanzt der Widerschein des Blaulichts auf dem blassen Gesicht, als er einen Schritt näher an das tritt, was noch eine halbe Stunde zuvor ein sechsundzwanzigjähriger Dealer gewesen ist. Der Tote liegt auf dem Rücken, die Beine im Rinnstein, die Arme halb ausgestreckt, den Kopf nach Norden, nahe der Seitentür eines Eckhauses. Dunkelbraune Augen unter halb geschlossenen Lidern, erstarrt in jenem Ausdruck unbestimmter Erkenntnis, der so oft bei grade und urplötzlich Verstorbenen zu finden ist. Nicht Erschrecken, Bestürzung oder auch nur Schmerz. Allzu häufig erinnert der letzte Ausdruck eines Ermordeten an ein verwirrtes Schulkind, das gerade auf die Lösung einer simplen Gleichung gekommen ist.

»Wenn du mich hier nicht brauchst«, sagt Pellegrini, »gehe ich mal rüber auf die andere Seite.«

»Was gibt's da?«

»Tja …«

Landsman kommt näher, und Pellegrini senkt die Stimme, als sei es peinlicher Optimismus, die Existenz von Augenzeugen in Erwägung zu ziehen.

»Eine Frau, die in ein Haus auf der anderen Straßenseite gegangen ist. Wurde jedenfalls von den ersten Officers vor Ort erzählt. Sie soll draußen gewesen sein, als die Schüsse fielen.«

»Hat sie es gesehen?«

»Angeblich hat sie Leuten erzählt, es waren drei schwarze Typen in dunklen Klamotten, die nach den Schüssen Richtung Norden weggelaufen sind.«

Das ist nicht viel, und Pellegrini kann seinem Sergeant am Gesicht ablesen, was er denkt. Drei Yos in dunklen Klamotten, das trifft auf die halbe Stadt zu. Landsman nickt, und Pellegrini geht auf die andere Seite der Gold Street. Vorsichtig umrundet er die Eisflächen, die einen Großteil der Kreuzung bedecken. Es ist inzwischen früher Morgen, halb drei, und die Temperatur um einiges unter den Gefrierpunkt gesunken. Ein schneidender Wind packt den Detective in der Straßenmitte und fährt durch seinen Mantel. Auf der anderen Seite der Etting haben sich Anwohner zusammengeschart, um das Ereignis zu würdigen, jüngere Männer und Teenager, die die unerwartete Zerstreuung auf sich wirken lassen. Sie verrenken die Hälse, um einen Blick auf das Ge-

sicht des Toten zu erhaschen. Einige reißen Witze, man flüstert sich Geschichten zu, doch selbst die Jüngsten sind schon darin geübt, seinem Blick auszuweichen und bei der ersten Frage eines Cops in Schweigen zu versinken. Ein anderes Verhalten wäre sinnlos, denn in einer halben Stunde wird der Tote auf dem Tisch des Rechtsmediziners im Schlachthaus in der Penn Street aufgebahrt sein, die Männer vom Western District werden im 7-Eleven in der Monroe Street ihren Kaffee umrühren, und die Dealer werden auf der gottverlassenen Kreuzung Gold und Etting wieder ihre Kapseln mit blauem Verschluss verkaufen. Nichts, was man jetzt sagen könnte, wird daran etwas ändern.

Als sie Pellegrini über die Straße auf sich zukommen sehen, starren sie ihn provozierend an, wie es nur die Jungs von der West Side können. Der Sergeant geht zu einer angestrichenen Steintreppe und hämmert in drei kurzen Schlägen an die Holztür. Während er wartet, verfolgt sein Blick einen alten Buick, der auf der Gold Street langsam auf ihn zu und dann an ihm vorbei nach Westen rollt. Als der Wagen die Höhe des Blaulichts erreicht hat, flackern kurz seine Bremslichter auf. Doch dann setzt er seinen Weg fort, ein paar Blocks weiter nach Westen zur Brunt Street, wo sich eine kleine Clique von Dealern schon wieder an den Ecken aufgebaut hat und in respektvollem Abstand zum Tatort Heroin und Kokain feilbietet. Erneut leuchten die Bremslichter auf. Eine einzelne Gestalt löst sich von einer Hauswand und beugt sich zum Fahrerfenster. Geschäft ist Geschäft, der Markt auf der Gold Street macht für niemanden Pause, und ganz bestimmt nicht für den toten Dealer drüben auf der anderen Straßenseite.

Pellegrini klopft ein zweites Mal, dann tritt er näher an die Tür heran und lauscht, ob von drinnen etwas zu hören ist. Von oben kommt ein gedämpftes Geräusch. Der Detective atmet langsam aus, dann klopft er erneut. Im Nachbarhaus steckt ein Mädchen den Kopf aus dem Fenster im Obergeschoss.

»Hallo! Sie da«, ruft Pelegrini. »Ich bin von der Polizei.«

»Ah-ha.«

»Wissen Sie, ob Katherine Thompson hier wohnt?«

»Kann man so sagen.«

»Ist sie um diese Zeit zu Hause?«

»Nehme ich doch an.«

Nach lautem Hämmern wird schließlich im oberen Stockwerk das Licht angeschaltet und ein Fenster mit einem krachenden Ruck nach oben geschoben. Eine fleischige Frau in mittleren Jahren – voll angezogen, stellt der Detective fest – schiebt Kopf und Schultern hinaus und starrt auf Pellegrini herab.

»Scheiße! Wer klopft da mitten in der Nacht?«

»Mrs. Thompson?«

»Ja.«

»Polizei.«

»Poo-liizei?«

Herr im Himmel, denkt Pellegrini, was sonst sollte ein Weißer in einem Trenchcoat nach Mitternacht in der Gold Street schon sein? Er zieht seine Marke raus und hält sie in Richtung Fenster.

»Kann ich kurz mit Ihnen sprechen?«

»Nein, können Sie nicht.« Das kommt in einem so langsamen und lauten Singsang, dass es auch bis zur Gruppe auf der anderen Straßenseite vordringt. »Ich habe Ihnen nichts zu sagen. Die Leute hier wollen schlafen, und dann kommen Sie mitten in der Nacht und hämmern an meine Tür.«

»Haben Sie schon geschlafen?«

»Geht Sie gar nichts an.«

»Es geht um die Schießerei. Ich muss mit Ihnen reden.«

»Dazu kann ich Ihnen nichts sagen.«

»Es gibt einen Toten …«

»Ich weiß.«

»Und wir untersuchen, was vorgefallen ist.«

»Ja, und?«

Tom Pellegrini unterdrückt das fast schon überwältigende Verlangen, die Frau in einen Streifenwagen zu zerren und sie von jedem Schlagloch zwischen Tatort und Präsidium durchrütteln zu lassen. Stattdessen schaut er sie nur scharf an. »Ich kann auch mit einer Vorladung vor die Grand Jury wiederkommen«, sagt er mit betontem Gleichmut, in dem sich sein Überdruss ausdrückt.

»Dann kommen Sie eben mit Ihrer Scheißvorladung. Schneit hier mitten in der Nacht an und erklärt, ich muss mit ihm reden, wenn ich gar nicht will!«

Pellegrini tritt einen Schritt zurück und sieht hinüber zum flackernden Blaulicht. Der Leichenwagen, ein Dodge Van mit geschwärzten Fenstern, ist inzwischen vorgefahren, doch die Jugendlichen an den Ecken haben nur noch Augen für die Frau, die dem Detective gerade unmissverständlich klargemacht hat, dass sie ihm nicht als Augenzeugin eines Drogenmords dient.

»Aber Sie wohnen hier.«

»Da haben Sie, verdammt noch mal, recht«, sagt sie, und knallt das Fenster zu.

Pellegrini schüttelt sacht den Kopf, dann überquert er wieder die Straße. Die Mannschaft des Leichenwagens ist gerade dabei, den Toten umzudrehen. In seiner Jackentasche finden sie eine Armbanduhr und einen Schlüsselbund, in seiner hinteren Hosentasche einen Personalausweis. Newsome, Rudolph Michael, männlich, schwarz, geb. 05.03. 1961, wohnhaft Allendale 2900.

Landsman streift die weißen Gummihandschuhe ab und lässt sie in den Rinnstein fallen, dann blickt er seinen Detective an.

»Hast du was rausbekommen?«, fragt er.

»Nein«, sagt Pellegrini.

Landsman zuckt die Achseln. »Bin froh, dass du diesen Fall gekriegt hast.«

Pellegrini verzieht sein kantiges Gesicht zu einem kurzen Grinsen und nimmt den Vertrauensbeweis des Sergeants als den Zuspruch, der er ist. Nach noch nicht einmal zwei Jahren im Morddezernat gilt Tom Pellegrini als das Arbeitspferd in Sergeant Jay Landsmans fünfköpfigem Team. Und genau das zählt im Augenblick, denn sie wissen beide, dass Baltimores dreizehnter Mord des Jahres 1988, der ihnen in der zweiten Hälfte einer Nachtschicht auf der Kreuzung Gold und Etting präsentiert wurde, ein ausgesprochen undankbarer Fall ist: ein Drogenmord ohne Zeugen, ohne erkennbares Motiv und ohne Verdächtige. Die einzige Person, die vielleicht noch ein gewisses Interesse an dem Fall aufgebracht hätte, wird gerade auf eine Leichenbahre gehoben. Rudy Newsome wird zwar später am Morgen vor der Tür des Kühlraums gegenüber dem Autopsieraum von seinem Bruder identifiziert werden, doch darüber hinaus hat seine Familie nur wenig beizutragen. Die Morgenzeitung wird keine Zeile über den Mord bringen. Und in dem Viertel, oder dem, was um die

Gold und Etting einer Nachbarschaft noch ähneln könnte, läuft alles weiter wie zuvor. West Baltimore, die Heimat von Verbrechen und Mord.

Das heißt jedoch nicht, dass Landsmans Leute den Mord an Rudy Newsome einfach zu den Akten legen würden. Statistik ist alles bei der Polizei, und ein aufgeklärter Mord – oder was immer es war – garantiert einem Detective einen Auftritt bei Gericht und Lob von oben. Pellegrini aber hat noch einen weiteren Grund, sich in die Sache reinzuknien: Er möchte noch etwas beweisen und Erfahrungen sammeln. Die Routine hat ihn noch nicht abgestumpft. Pellegrini, das ist Landsman klar, hat Morde vor Gericht gebracht, die als aussichtslos galten. Der Green-Fall aus der Sozialsiedlung Lafayette Court beispielsweise. Oder die Schießerei vor Odell's oben auf der North Avenue, bei der Pellegrini eine verwahrloste Gasse rauf und runter gelaufen ist und mit den Füßen Müll zur Seite geschoben hat, bis er das Projektil der 38er fand, mit dem der Täter überführt werden konnte. Dabei wundert sich Landsman noch immer, dass Tom Pellegrini, der schon zehn Jahre im Polizeidienst hinter sich hat, direkt vom Sicherheitsdienst des Rathauses ins Morddezernat gewechselt ist. Das war nur wenige Wochen, nachdem der Bürgermeister durch einen Erdrutschsieg in den Vorwahlen der Demokraten zum aussichtsreichsten Kandidaten der anstehenden Gouverneurswahlen gekürt worden war. Es war offenbar eine politisch motivierte Entscheidung, und sie wurde ihnen vom stellvertretenden Polizeichef mitgeteilt, als hätte der zukünftige Gouverneur persönlich Pellegrinis Haupt gesalbt. Im Morddezernat waren sie alle davon ausgegangen, dass sich der Neue innerhalb der ersten drei Monate als ausgesprochene Niete erweisen würde.

»Tja«, sagt Pellegrini und schiebt sich hinter das Steuer eines zivilen Chevy Cavalier. »So weit, so gut.«

Landsman lacht. »Den lösen wir, Tom.«

Pellegrini fixiert ihn scharf, aber Landsman beachtet ihn nicht. Der Cavalier rollt die Druid Hill Avenue hinab und huscht Block um Block durch das Ghetto, bis er den Martin Luther King Boulevard kreuzt und der Western District von der am frühen Morgen menschenleeren Innenstadt abgelöst wird. Bei der Kälte ist kaum jemand draußen; selbst die Säufer haben ihre Bänke auf der Howard Street geräumt. Pellegrini bremst kurz ab, ehe er die Kreuzungen bei Rot nimmt. Vor einer roten

Ampel an der Ecke Lexington und Calvert, einige Straßen vom Präsidium entfernt, entdecken sie eine einsame Hure, zweifellos ein Transvestit, die mit verstohlenen Gesten aus dem Eingangsbereich eines Eckbüros auf sich aufmerksam macht. Landsman lacht. Und Pellegrini fragt sich, wie es sein kann, dass eine Prostituierte dieser Stadt nicht weiß, was ein Chevy Cavalier mit einer zwanzig Zentimeter langen Antenne am Hintern bedeutet.

»Was haben wir denn da für einen süßen Racker?«, fragt Landsman. »Gucken wir mal genauer und machen ihm ein bisschen Feuer unterm Arsch.«

Ihr Wagen gleitet über die Kreuzung und hält vor dem Eingang. Landsman kurbelt das Fenster am Beifahrersitz herunter. Die Hure hat ein hartes Gesicht, zweifellos das eines Mannes.

»Hallo, Sir!«

Mit kalter Wut wendet sie sich ab.

»He, Mister!«, ruft Landsman.

»Ich bin kein Mister«, sagt die Nutte und pflanzt sich wieder an ihrer Ecke auf.

»Haben Sie vielleicht die Uhrzeit, Mister?«

»Fick dich ins Knie.«

Landsman lacht fies. Demnächst, denkt Pellegrini, wird sein Sergeant eine seiner dummen Bemerkungen noch in Anwesenheit eines höheren Tiers machen, und dann wird das halbe Team eine Woche lang über Berichten schwitzen.

»Ich glaube, du hast seine Gefühle verletzt.«

»Oje!«, erwidert Landsman. »Das lag mir fern.«

Einige Minuten später haben die beiden ihren Wagen in der zweiten Ebene des Parkhauses im Präsidium geparkt, und Pellegrini schreibt auf das Formular, das schon die Einzelheiten von Rudy Newsomes Tod enthält, die Nummer des Parkplatzes und den Meilenstand des Fahrzeugs und kreist beide Zahlen dick ein. Die Stadt sieht einen Mord nach dem anderen, aber gnade Gott, wenn man vergisst, den korrekten Meilenstand in seinem Bericht zu notieren oder, schlimmer noch, die Nummer der Parklücke, sodass der nächste Kollege eine Viertelstunde umherirren und ausprobieren muss, zu welchem Cavalier der Schlüssel in seiner Hand passt.

Die beiden Männer durchqueren das Parkhaus und gelangen durch

eine metallene Feuerschutztür zu dem langen Flur im ersten Stock. Landsman drückt auf den Knopf am Fahrstuhl.

»Was Fahlteich wohl vom Gatehouse Drive mitgebracht hat?«

»War es ein Mord?«, fragt Pellegrini.

»Dem Funkspruch nach ja.«

Der Fahrstuhl trägt sie langsam nach oben und öffnet sich auf einen weiteren mit gewachstem Linoleum ausgelegten Flur mit krankenhausblauen Wänden. Pellegrini folgt seinem Sergeant den langen Gang hinunter. Aus dem Inneren des Aquariums – eines schalldichten, aus Metall und Glas konstruiertem Raums, in dem Zeugen warten, ehe man sie befragt – dringt das leise Lachen junger Mädchen.

Dem Himmel sei Dank. Zeugen von Fahlteichs Schießerei am anderen Ende der Stadt – lebende, atmende, gottgesandte Zeuginnen vom Schauplatz des vierzehnten Mordes in diesem Jahr. Zum Teufel, denkt Pellegrini. Dann hat wenigstens einer aus ihrem Team heute Nacht Glück gehabt.

Die Stimmen im Aquarium folgen den zwei Männern, die den Flur hinuntergehen. Ehe sie vor dem Eingang zum Kaffeeraum um die Ecke biegen, wirft Pellegrini einen Blick durch die Seitentür in das Aquarium und sieht die orangerote Glut einer Zigarette und die Umrisse einer nahe der Tür sitzenden Frau. Ein hartes Gesicht, tiefbraune Züge wie aus Granit, in den Augen nur stumme Verachtung. Dazu ein verdammt guter Körper: tolle Brüste, lange Beine, gelber Minirock. Einer von den beiden hätte bestimmt schon eine Bemerkung fallen lassen, wenn sie nicht so affektiert wäre.

Da sie in seiner beiläufigen Musterung fälschlicherweise eine Chance wittert, schlendert sie durchs Aquarium zum Eingang des Büros und klopft leise auf den Metallrahmen.

»Kann ich mal telefonieren?«

»Wen wollen Sie denn anrufen?«

»Jemanden, der mich abholt.«

»Nein, noch nicht. Erst wenn Sie Ihre Aussage gemacht haben.«

»Ja, und wer soll mich dann abholen?«

»Ein Streifenwagen wird Sie nach Hause bringen.«

»Ich warte jetzt schon seit einer Stunde«, sagt sie, mit gekreuzten Beinen an den Türrahmen gelehnt. Das Mädchen hat das Gesicht eines

Lastwagenfahrers, aber jetzt versucht sie, das Beste daraus zu machen. Trotzdem kann ihr Pellegrini nichts abgewinnen. Er sieht, dass ihm Landsman von der anderen Seite des Büros anzüglich zugrinst.

»Sie sind sicherlich bald dran.«

Das Mädchen verzichtet auf jeden weiteren Verführungsversuch. Sie kehrt zu ihrer Freundin auf der grünen Vinylcouch des Aquariums zurück, schlägt die Beine übereinander und zündet sich eine neue Zigarette an.

Sie ist im Präsidium, weil sie sich dummerweise in der Gartenwohnung im Purnel Village Complex am Gatehouse Drive aufhielt, als ein jamaikanischer Drogendealer namens Carrington Brown einen anderen Jamaikaner empfing, einen gewissen Roy Johnston. Auf ein paar einleitende Sätze folgten erst eine Reihe von im weichen jamaikanischen Akzent vorgebrachten Anschuldigungen und dann eine ganze Menge Revolverkugeln.

Nur wenige Minuten, nachdem die Leitstelle Pellegrini und seinen Sergeant in die Gold Street geschickt hatte, bekam Dick Fahlteich, der Detective mit dem Bantamgewicht und dem schütteren Haar, ein altgedientes Mitglied in Landsmans Team, den Einsatz am Gatehouse Drive. Als er eintraf, fand er Roy Johnson tot im Wohnzimmer, mit mehr als einem Dutzend Schusswunden in jedem nur erdenklichen Teil seines Körpers. Sein Gastgeber Carrington Brown war mit vier Einschüssen in der Brust auf dem Weg in die Notaufnahme des University Hospital. Einschusslöcher waren in den Wänden, Einschusslöcher waren in den Möbeln, und überall lagen Hülsen der .380 Automatik. Hysterische Mädchen schwirrten durch die Wohnung. Fahlteich und zwei Leute von der Spurensicherung brauchen fünf Stunden, um alle Beweismittel einzusammeln.

So bleibt es Landsman und Pellegrini überlassen, die Zeuginnen im Präsidium zu befragen. Sie gehen die Sache ruhig und nach Vorschrift an. Abwechselnd führen sie jede Zeugin in ein separates Büro, lassen sie ein Blatt mit ihren persönlichen Angaben ausfüllen und nehmen eine mehrere Seiten lange Aussage auf, die die Zeuginnen mit Datum versehen und unterschreiben müssen. Routinearbeit: Pellgrini hat im vergangenen Jahr ein paar Hundert Zeugen befragt, die meisten davon Lügner und kein einziger aussagewillig.

Diese Prozedur geht eine halbe Stunde später unvermittelt in die zweite, heftigere Phase über, als ein wutschnaubender Landsman die vier Seiten lange Aussage auf den Boden schleudert, die Faust auf den Schreibtisch donnert und das Mädchen im gelben Minirock anbrüllt, mit ihrer hässlichen, verlogenen, von Drogen gezeichneten Visage aus seinem Büro zu verschwinden. Tja, denkt Pellegrini am anderen Ende des Flurs, Landsman braucht nicht lange, bis er Klartext redet.

»Verdammte Lügnerin«, schreit Landsman und knallt die Bürotür an den Türstopper aus Gummi. »Wollen Sie mich für dumm verkaufen? Halten Sie mich etwa für so dämlich?«

»Wo lüge ich denn?«

»Machen Sie, dass Sie Ihren Arsch hier rausbewegen. Sie kommen vor Gericht!«

»Weshalb das denn?«

Landsmans Gesicht verzerrt sich in blanker Wut.

»Sie glauben vielleicht, wir machen hier Spass? Wie?«

Das Mädchen sagt nichts mehr.

»Sie haben sich gerade einen Prozess eingehandelt, Sie verlogenes Miststück!«

»Ich habe nicht gelogen.«

»Halten Sie die Klappe. Wir werden Sie einsperren!«

Der Sergeant weist die junge Frau in den kleinen Vernehmungsraum, wo sie sich auf einen Stuhl sinken lässt und die Beine auf den Resopaltisch legt. Der Minirock rutscht in Richtung Taille, doch Landsman ist nicht in der Stimmung zu würdigen, dass sie darunter nichts trägt. Er lässt die Tür halb offen und ruft laut nach Pellegrini.

»Lass die Schlampe neutronisieren!«, brüllt er, ehe er die Schallschutztür schließt und das Mädchen mit der Frage allein lässt, welche Art technischer Folter ihr wohl bevorstehen mag. Eine Neutronenaktivierungsanalyse erfordert lediglich einen schmerzlosen Abstrich der Hände, um Barium- und Antimonpartikel nachzuweisen, die sich beim Abfeuern einer Schusswaffe dort ablagern. Landsman aber möchte, dass es in ihr brodelt, und hofft, dass sie sich in ihrer kleinen Zelle ausmalt, wie jemand sie verstrahlt, bis sie zu leuchten beginnt. Um das angemessen zu unterstreichen, knallt er noch einmal die flache Hand an die Metalltür, doch auf dem Weg ins Hauptbüro ist seine Wut schon ver-

flogen. Ein bühnenreifer Auftritt, lustvoll und ernsthaft dargeboten – ein weiterer echter Landsman –, für die verlogene Schlampe im gelben Minirock.

Pellegrini kommt aus dem Kaffeeraum und schließt die Tür.

»Was sagt deine?«

»Hat nichts gesehen«, erwidert Pellegrini, »aber dein Mädchen weiß, was passiert ist, sagt sie.«

»Und ob sie was weiß.«

»Was machst du jetzt?«

»Jetzt nehme ich deine in die Mangel.« Landsman schnorrt sich von seinem Detective eine Zigarette. »Meine lasse ich eine Weile da drin schmoren, dann gehe ich rein und fahre mit ihr Schlitten.« Pellegrini geht in den Kaffeeraum und Landsman lässt sich auf einen Schreibtischstuhl fallen. Er bläst den Zigarettenrauch aus dem Mundwinkel.

»Mist«, sagt er zu niemand Bestimmtem. »Zwei ungelöste Fälle in einer Nacht sind einfach zu viel.«

Und so setzten sie ihren wenig anmutigen nächtlichen Reigen fort. Zeugen gleiten unter dem ausgewaschenen Schein des Neonlichts aneinander vorbei, stets flankiert von einem müden Detective mit einem Kaffeebecher in der einen Hand und genügend leeren Aussageformularen in der anderen, um eine neue Serie von Halbwahrheiten aufzunehmen. Blätter werden zusammengelegt, abgezeichnet und unterschrieben. Styroporbecher werden aufgefüllt und Zigaretten ausgetauscht, bis die Detectives im Mannschaftraum wieder zusammenkommen und ihre Notizen vergleichen, um zu entscheiden, wer gelogen, wer mehr gelogen und wer am meisten gelogen hat. Eine Stunde später wird Fahlteich von Tatort und Krankenhaus zurückkehren und so viel zusammengetragen haben, um sich für die einzige ehrliche Zeugin verbürgen zu können, die an diesem Abend im Präsidium ist – eine Frau, die gerade den Parkplatz überquerte und einen der beiden Schützen beim Betreten der Wohnung sah. Sie weiß, was sie sich mit einer Aussage in einem Drogenmord eingehandelt hat, und wünscht sich schon bald, sie könnte alles wieder zurücknehmen, was sie Fahlteich am Tatort gesagt hat. Auch sie wurde unverzüglich aufs Präsidium gebracht, wobei man darauf achtete, dass sie nicht mit den Mädchen aus der Wohnung zusammentraf. Landsman und Fahlteich befragen sie, nachdem Fahlteich

vom Gatehouse Drive zurückgekehrt ist. Als die beiden eine Aussage vor der Grand Jury zur Sprache bringen, beginnt die Frau heftig zu zittern.

»Das kann ich nicht«, sagt sie und bricht in Tränen aus.

»Sie haben keine andere Wahl.«

»Aber meine Kinder …«

»Wir werden dafür sorgen, dass nichts passiert.«

Landsman und Fahlteich gehen auf den Flur, um sich leise zu besprechen.

»Ihr geht der Arsch auf Grundeis«, meint Landsman.

»Kann man wohl sagen.«

»Wir müssen sie morgen früh gleich als Erstes vor die Grand Jury bringen, ehe sie einen Rückzieher macht.«

»Außerdem darf sie nicht mit den anderen zusammenkommen«, sagt Fahlteich, während er auf die Zeuginnen im Aquarium deutet. »Ich möchte nicht, dass eine von denen sie zu Gesicht bekommt.« Am Morgen werden sie für den flüchtigen Schützen einen Spitznamen und eine grobe Beschreibung haben, gegen Ende der Woche seinen vollen Namen, seine polizeiliche Kennummer, sein Fahndungsfoto und die Adresse seiner Verwandten in North Carolina, die ihn verstecken. Eine weitere Woche später wird er zurück in Baltimore sein und wegen Mord und Verstoß gegen das Schusswaffengesetz angeklagt sein.

Der Mord an Roy Johnson ist brutal einfach und einfach brutal. Der Schütze heißt Stanley Gwynn und ist ein mondgesichtiger Achtzehnjähriger, der bei Johnson, einem New Yorker Kokaingroßhändler, als Bodyguard angestellt und als treuer und ergebener Lakai zu diesem Zweck mit einer Ingram-Mac-11-.380-Maschinenpistole ausgerüstet war. Johnson hatte die Wohnung am Gatehouse Drive aufgesucht, weil ihm Carrington Brown Geld für Kokain schuldete, und als sich Brown uneinsichtig zeigte, beendete Gwynn die Verhandlung mit einer langen Salve aus seiner Ingram, die sechs Schuss pro Sekunde ausspeien kann.

Eine impulsive und törichte Tat, wie man sie von einem Teenager erwartet. Gwynn hatte seine Absichten so deutlich durchblicken lassen, dass Carrington Brown die Zeit blieb, sich Roy Johnson zu greifen und ihn als Schutzschild zu benutzen. Und ehe Stanley Gwynn begriffen

hatte, was sich vor ihm abspielte, hatte er den Mann niedergemäht, den er eigentlich beschützen sollte. Sein eigentliches Ziel blutete aus vier Einschüssen von Kugeln, die am Toten vorbeigepfiffen waren, und Stanley Gwynn, der später wegen Totschlag zu fünfundzwanzig Jahren Haft verurteilt werden wird, rannte in Panik aus der Wohnung.

Als die Detectives von der Tagschicht in der Früh um halb sieben zur Ablöse kommen, liegt der Fall Roy Johnson als Akte H88014 schon sauber abgeheftet auf dem Schreibtisch des Verwaltungsleiters. Eine Stunde später befindet sich Dick Fahlteich auf dem Heimweg, um rasch zu duschen, ehe er zurückfährt, um bei der Autopsie dabei zu sein. Landsman wird sich gegen acht Uhr schlafen legen.

Doch während das Sonnenlicht und der Lärm der morgendlichen Rush Hour durch das Fenster im fünften Stock dringen, sitzt Tom Pellegrini über all dem, was ihm der Fall H88013, der Mord an der Kreuzung Gold und Etting, auf den Schreibtisch gespült hat. Mit Kaffee abgefüllt und aus dunkel umrandeten Augen starrt er halb blind auf den Bericht des ersten Officers am Tatort, auf die Ergänzungen, auf die Zettel der Spurensicherung, den Einlieferungsbeleg für die Leiche und die Fingerabdruckformulare von Rudolph Newsome. Eine Viertelstunde später wäre Tom Pellegrini vielleicht der Schießerei am Gatehouse Drive zugeteilt worden, wo ein überlebendes Opfer und eine Zeugin zur Aufklärung beigetragen und die Liste der gelösten Fälle um einen weiteren ergänzt hätten. Pellegrini aber hat Gold und Etting abbekommen, wo ihm ein sechsundzwanzigjähriger Toter in plötzlicher stummer Erkenntnis entgegenblickte. Reine Glückssache.

Nach Landsmans Aufbruch beschäftigt sich Pellegrini weitere zehn Stunden mit den Details seines Glücksgriffs. Er ordnet die Unterlagen, erledigt den Anruf bei einem stellvertretenden Staatsanwalt, um die Vorladung der Thompson vor die Grand Jury zu besorgen, und leitet die Habseligkeiten des Opfers an die Spurensicherung im Keller des Gebäudes weiter. Später am Morgen meldet sich ein Streifenpolizist aus dem Western District wegen eines jungen Dealers, der während der Nachtschicht festgenommen wurde und behauptet, mehr über die Schießerei an der Gold Street zu wissen. Der Junge will offenbar reden, wenn man ihm in seiner Drogengeschichte entgegenkommt. Pellegrini leert seinen fünften Becher Kaffee, ehe er zum Western fährt und die

kurze Aussage des Jungen aufnimmt. Er will nach den Schüssen drei Männer gesehen haben, die von der Gold Street Richtung Norden gelaufen sind. Einen der Männer würde er kennen, sagt er, wüsste jedoch nur, dass er Joe heißt – das ist gerade so konkret, dass es ins reale Szenario passt, aber auch so vage, dass es für den Ermittler nutzlos bleibt. Pellegrini bezweifelt sogar, dass der Junge wirklich dabei war. Vielleicht hatte er während seiner Nacht in der Zelle etwas aufgeschnappt und zusammengebastelt, um sich aus seiner Drogengeschichte herauszumogeln.

Zurück im Morddezernat heftet der Detective seine Notizen der Aussage in die Akte des Falls H88013, dann schiebt er den Ordner auf dem Schreibtisch des Verwaltungsleiters – der seine Frühschicht mittlerweile bereits wieder beendet hat – unter den von Roy Johnston. Die guten Nachrichten zuerst. Pellegrini gibt einem Detective im Spätdienst die Schlüssel seines Cavalier und fährt kurz nach neunzehn Uhr nach Hause.

Vier Stunden später ist er zur Nachtschicht wieder da und kreist wie eine Motte um die rote Kontrolllampe der Kaffeemaschine. Als er mit einem vollen Becher in der Hand den Mannschaftsraum betritt, beginnt Landsman wieder mit seinen Spielchen.

»He, Phyllis«, sagt der Sergeant.

»Hallo, Sarge.«

»Dein Fall ist gelöst, oder?«

»Mein Fall?«

»Ja.«

»Welchen meinst du?«

»Den neuen«, sagt Landsman. »Den von der Gold Street.«

»Tja«, sagt Pellegrini und lässt die Worte auf der Zunge zergehen. »Ich bin so weit, einen Haftbefehl ausstellen zu lassen.«

»Ach ja?«

»Ja.«

»Aha.« Landsman bläst seinen Zigarettenrauch in Richtung des Fernsehgeräts.

»Es gibt nur ein Problem.«

»Und das wäre?« Landsman grinst jetzt.

»Ich weiß noch nicht, auf wen.«

Landsman lacht, bis er sich am Zigarettenrauch verschluckt.

»Keine Sorge, Tom«, sagt er schließlich. »Wir werden den Fall schon lösen.«

Und das ist der Job:

Du sitzt hinter einem regierungseigenen Metallschreibtisch im fünften Stockwerk eines zehngeschossigen Gebäudes aus Stahl und Glas, einer Todesfalle mit schlechter Belüftung, nicht funktionierender Klimaanlage und so viel frei schwebenden Asbestteilchen, dass sich der Teufel damit seinen Blaumann isolieren könnte. Um zehn vor drei schiebst du dir eine Scheibe kalte Pizza mit extra Chili für zwei Dollar fünfzig von Marco's an der Exeter Street rein und siehst dir dabei auf dem Neunzehn-Zoll-Gemeinschaftsfernseher mit dem instabilen Bildlauf eine Wiederholung von *Hawai 05* an. Du nimmst den Hörer schon beim zweiten oder dritten Signal ab, weil die Stadtverwaltung Baltimores die Geräte von AT&T aus Kostengründen abgeschafft hat und die neuen Telefone nicht klingeln, sondern eher ein metallisches Blöken von sich geben. Wenn ein Kollege aus der Leitstelle am anderen Ende ist, schreibst du die Adresse, die Uhrzeit und dessen Dienstnummer auf einen herumliegenden Zettel oder die Rückseite eines benutzten Pfandscheins.

Dann erbettelst oder erschleichst du dir die Schlüssel zu einem der sechs Zivilfahrzeuge der Marke Chevrolet Cavalier, schnappst dir deinen Revolver, einen Notizblock, eine Taschenlampe und ein Paar weißer Gummihandschuhe und fährst zur richtigen Adresse, wo aller Wahrscheinlichkeit nach ein Streifenpolizist vor einer noch warmen Leiche wacht.

Du siehst sie dir an. Du studierst die Leiche wie ein abstraktes Gemälde, betrachtest sie aus jedem möglichen Blickwinkel und suchst nach einer tieferen Bedeutung, nach einer erkennbaren Struktur. Warum, fragst du dich, liegt dieser Tote hier? Was hat der Künstler ausgelassen? Was hat er hinzugefügt? Was, zum Teufel, stimmt nicht mit diesem Bild?

Du suchst nach der Ursache. Überdosis? Herzanfall? Einschüsse? Stichwunden? Sind das da Abwehrspuren auf der linken Hand? Schmuck? Geldbörse? Ist das Futter der Taschen herausgezogen? Hat

die Totenstarre eingesetzt? Gibt es Leichenflecken? Was besagt die Blutspur, die von der Leiche wegführt?

Du schreitest die Umgebung des Fundorts ab und suchst nach Projektilen, Patronenhülsen, Blutstropfen. Dann schickst du einen Uniformierten zu den umliegenden Häusern und Geschäften, oder wenn es richtig gemacht werden soll, gehst du selbst von Tür zu Tür und stellst Fragen, die einem Streifenpolizisten vielleicht nicht einfallen würden.

Du benutzt alles, was du zur Verfügung hast, und hoffst, dass etwas – irgendwas – dabei herauskommt. Die Leute von der Spurensicherung stellen Waffen, Kugeln und Patronenhülsen für die Ballistik sicher. In geschlossenen Räumen sorgst du dafür, dass von Türen und Griffen, von Möbeln und Utensilien Fingerabdrücke abgenommen werden. Du suchst den Toten und seine unmittelbare Umgebung nach losen Haaren und Fasern ab, denn es könnte ja der unwahrscheinliche Fall eintreten, dass doch einmal ein Mord durch die Arbeit der Labortechniker gelöst wird. Außerdem suchst du nach anderen Auffälligkeiten, nach allem, was dem Augenschein nach nicht ins Umfeld passt. Wenn du etwas entdeckst – einen verrutschten Kissenbezug, eine herumliegende leere Bierdose –, lässt du es gleichfalls runter zur Spurensicherung bringen. Dann müssen die Techniker die wichtigsten Entfernungen ausmessen und den Fundort aus den verschiedensten Perspektiven fotografieren. Du machst dir eine Skizze in deinem Notizblock, mit dem Opfer als grobem Strichmännchen und den Möbeln und sichergestellten Beweismitteln an ihrem Stand- und Fundort.

Wenn die Uniformierten bei ihrer Ankunft so klug waren, sich jeden zu schnappen, den sie erwischen konnten, und ihn ins Präsidium zu schicken, fährst du wieder in dein Büro und bombardierst die Leute, die die Leiche gefunden haben, mit allen psychologischen Tricks, die du auf der Straße aufgeschnappt hast. Das Gleiche machst du mit den paar wenigen, die das Opfer gekannt haben, mit dem Vermieter, Arbeitgeber, und allen, die mit dem Opfer gebumst, gestritten oder sich mit ihm einen Schuss gesetzt haben. Ob sie dir Lügen auftischen? Natürlich. Jeder lügt. Lügen sie mehr als sonst? Vielleicht. Aber warum? Passen ihre Halbwahrheiten zu dem, was du am Fundort gesehen hast, oder erzählen sie einfach kompletten Müll? Wen sollst du als Ersten anschnauzen? Wen brüllst du am lautesten an? Wem drohst du mit einer

Anklage wegen Beihilfe? Wen stellst du vor die Wahl, den Vernehmungsraum entweder als Zeuge oder als Tatverdächtigter zu verlassen? Wem bietest du die Entschuldigung – die Zuflucht – an, dass es gar keinen anderen Ausweg gab, als den armen Kerl zu töten, dass ihn unter diesen Umständen jeder umgebracht hätte, dass der Mistkerl es selbst herausgefordert hat, dass sie es eigentlich gar nicht gewollt haben, dass die Waffe versehentlich losgegangen ist, dass sie nur in Notwehr geschossen haben?

Wenn es gut läuft, kannst du am Abend jemanden einsperren. Wenn nicht, nimmst du, was du hast, und steuerst die aussichtsreichste Richtung an, trittst noch ein paar Fakten los und hoffst, dass sie zu irgendwas führen. Kommt nichts dabei heraus, wartest du einige Wochen, was das Labor über die Kugeln oder die Fasern oder das Sperma herausfindet. Falls das zu nichts führt, wartest du, ob das Telefon klingelt. Bleibt es stumm, erlebst du, wie ein kleines Stück von dir stirbt. Dann kehrst du an deinen Schreibtisch zurück und wartest auf den nächsten Anruf der Einsatzleitung, der dich früher oder später zu einer neuen Leiche rausschickt. Denn in einer Stadt mit 240 Morden im Jahr wird es immer eine neue Leiche geben.

Das Fernsehen hat uns das Bild von wilden Verfolgungen und rasanten Autojagden vermittelt, doch die sind ein Mythos. Und wenn es sie gäbe, weiß Gott, dein Cavalier würde nach ein paar Blocks den Geist aufgeben, und du müsstest ein 95er-Formular ausfüllen und deinem Vorgesetzten respektvoll erklären, warum du ein stadteigenes vierzylindriges Wunderwerk der Technik vorzeitig in Schrott verwandelt hast. Es gibt auch keine Faustkämpfe und Schusswechsel: Die glorreichen Tage, in denen man einem prügelnden Ehemann einfach eine reinhaute oder in der Hitze eines Tankstellenraubs die eine oder andere Kugel abfeuerte, waren vorbei, als man dich von der Streife ins Präsidium versetzte. Das Morddezernat wird hinzugerufen, wenn die Leute bereits am Boden liegen, und ein Mordermittler muss sich beim Verlassen des Büros immer wieder daran erinnern, auch wirklich die rechte obere Schreibtischschublade aufzuziehen und seine 38er mitzunehmen. Vor allem aber gibt es nicht diesen Augenblick der vollkommenen Gerechtigkeit, in dem sich ein Detective, ein wissenschaftlicher Zauberer mit unfehlbarer Beobachtungsgabe, über den Blutfleck auf einem Teppich

beugt, das Büschel unverwechselbar rotbraunen Haars eines Weißen aufpflückt, seine Verdächtigen in einem geschmackvoll eingerichteten Wohnzimmer zusammenruft und ihnen erklärt, der Fall sei gelöst. Zum einen gibt es in Baltimore kaum noch geschmackvoll eingerichtete Wohnzimmer, zum anderen wird auch der beste Mordermittler zugeben, dass dem Detective in neunzig von hundert Fällen die übermächtige Neigung des Täters zu Stümperei oder zumindest zu massiven Fehlern zu Hilfe kommt.

Meistens hinterlässt der Mörder überlebende Zeugen oder brüstet sich vor anderen mit seiner Tat. Und überraschend oft kann der Täter – vor allem, wenn er mit dem Justizapparat nicht vertraut ist – im Vernehmungsraum durch ein geschickt geführtes Verhör zum Geständnis gebracht werden. In selteneren Fällen passt ein Fingerabdruck auf einem Trinkglas, auf einem Messergriff zu einem Datensatz im Printrak-Computer, doch die meisten Detectives können sich nur an wenige Fälle erinnern, die mithilfe des Labors gelöst wurden. Ein guter Cop kommt an den Tatort, sammelt das vorhandene Beweismaterial ein, spricht mit den richtigen Leuten und entdeckt mit ein bisschen Glück die krassesten Fehler des Mörders. Und schon allein dazu braucht es eine ganze Menge Talent und Instinkt.

Wenn alles zusammenpasst, bekommt irgendein Pechvogel ein Paar silberner Armreifen und eine Freifahrt in die überfüllten Etagen des Stadtgefängnisses von Baltimore. Hier sitzt er ein, während sein Verfahren um acht, neun Monate verschoben wird, oder so lange es eben dauert, bis deine Zeugen zwei- oder dreimal ihre Adresse geändert haben. Dann bekommst du einen Anruf von einem stellvertretenden Staatsanwalt, dem alles daran gelegen ist, mit einer überdurchschnittlichen Verurteilungsrate zu glänzen, damit er sich eines Tages in einer überdurchschnittlichen Anwaltspraxis zur Ruhe setzen kann. Er erklärt dir, dies sei die am schwächsten untermauerte Mordanklage, die er je das Pech hatte zu vertreten. Sie sei so wackelig, dass er sie kaum als Resultat des Wirkens einer rechtmäßig arbeitenden Grand Jury erkennen könne. Du mögest doch bitte die hirntote Herde zusammentrommeln, die du Zeugen nennst, und sie zu einer Vorabbefragung zu ihm schicken, denn am Montag soll die Sache nun endlich vor Gericht kommen. Es sei denn, er bringt den Verteidiger dazu, auf Totschlag einzu-

gehen, bei dem die Strafe nach fünf Jahren zur Bewährung ausgesetzt wird.

Wenn Staatsanwalt und Verteidiger nicht schon vor dem Prozess zu einer Einigung finden, wenn die Klage nicht abgewiesen oder das Verfahren nicht für unbestimmte Zeit aufs Abstellgleis geschoben wird, wenn der Fall durch irgendeine verrückte Wendung des Schicksals tatsächlich vor Gericht kommt, dann hast du die Gelegenheit, im Zeugenstand zu sitzen und unter Eid die Fakten darzulegen – ein kurzer Augenblick im Rampenlicht, der aber rasch vom Auftritt des schon erwähnten Verteidigers in den Schatten gestellt wird. Denn der wird dir im schlimmsten Fall vorwerfen, dich mit einem Meineid einer schweren Straftat schuldig zu machen oder, im besten Fall, derart schlampig ermittelt zu haben, dass der wahre Täter noch immer frei herumläuft.

Sobald sich beide Seiten lautstark die Fakten des Falls um die Ohren gehauen haben, wird sich eine Jury aus zwölf Männern und Frauen, die aus der Computerliste der registrierten Wähler einer der Städte mit dem niedrigsten Bildungsstand Amerikas ausgewählt wurden, in einen Raum begeben und beginnen, sich ihrerseits anzuschreien. Wenn es diesen Glücklichen gelingt, den natürlichen Impuls zu überwinden, keine gemeinschaftliche Entscheidung zu treffen, werden sie vielleicht einen Menschen für schuldig befinden, einen anderen Menschen ermordet zu haben. Dann kannst du in Cher's Pub an der Lexington und Guilford gehen, wo dir der besagte stellvertretende Staatsanwalt, sofern er über menschliche Qualitäten verfügt, ein Bier ausgibt.

Und du trinkst es. Denn in einer Polizeibehörde mit zirka dreitausend vereidigten Cops gehörst du zu den sechsunddreißig, die mit der Verfolgung des schlimmsten Verbrechens überhaupt beauftragt sind: dem Raub eines Menschenlebens. Du bist die Stimme der Toten. Der Rächer der Verschiedenen. Dein Gehaltscheck kommt vielleicht von der Stadtverwaltung, aber, verdammt, nach sechs Bier glaubst du irgendwann selbst, dass du eigentlich im Dienst des Herrn unterwegs bist. Wenn du den Erwartungen nicht gerecht wirst, bist du nach ein, zwei Jahren wieder draußen, versetzt zur Fahndung, zum Autodiebstahl oder Betrug am anderen Ende des Flurs. Kommst du aber einigermaßen zurecht, kannst du als Cop nirgends sonst eine wichtigere Aufgabe übernehmen. Das Morddezernat ist die Oberliga, die ganz große

Arena, die wahre Show. So war es schon immer. Als Kain seinen Bruder Abel um die Ecke brachte, glauben Sie bloß nicht, dass der Alte da oben ein paar uniformierte Grünschnäbel zu den Ermittlungen schickte. Verdammt, nein, er holte einen Detective. Und so wird es auch immer bleiben, denn das Morddezernat jeder großstädtischen Polizei ist seit Menschengedenken das natürliche Habitat einer ganz seltenen Spezies: das des denkenden Cop.

Es erfordert mehr als einen akademischen Abschluss, eine Spezialausbildung oder Buchwissen, denn keine Theorie der Welt hilft einem, wenn das Entscheidende fehlt: das Gefühl für die Straße. Aber damit nicht genug. Auf jedem Revier in den Ghettos gibt es ältere Streifenpolizisten, die genauso viel wissen wie ein Mordermittler und trotzdem ihre Tage in schäbigen Funkwagen zubringen, ihre Schlachten in Acht-Stunden-Etappen austragen und sich gedanklich nur bis zum nächsten Schichtwechsel mit einem Fall befassen. Ein guter Detective beginnt als guter Streifenpolizist, als Schutzmann, der jahrelang Kreuzungen frei- und Autos anhält, prügelnde Ehemänner zur Räson bringt und die Liefertore von Lagerhäusern überprüft, bis das Leben der Stadt zu seiner zweiten Natur geworden ist. Dann wird der Detective in Zivil gesteckt und weiter geschliffen, indem er ausreichend lange im Dezernat für Diebstahl oder Drogen oder Autodiebstahl arbeitet, bis er weiß, wie er eine Überwachung durchführt, wie er einen Informanten benutzt, ohne von ihm benutzt zu werden, und wie er einen schlüssigen Antrag für Durchsuchungs- und Haftbefehle ausfüllt. Natürlich gibt es auch Schulungen, die ihm solide Grundlagen in Forensik, Rechtsmedizin, Strafrecht, in der Bestimmung von Fingerabdrücken, Fasern und Blutgruppen, in Ballistik und DNA-Analyse vermitteln. Ein guter Detective muss sich außerdem so viele Fakten aus den Polizeiarchiven merken können – über Festnahmen, Gefängnisstrafen, Waffenscheine, Fahrzeuge –, dass er einem Computer Konkurrenz machen könnte. Und trotzdem hat ein guter Mordermittler noch etwas mehr, etwas, das er so verinnerlicht hat und das ihm so zur zweiten Natur geworden ist wie die Polizeiarbeit selbst. In jedem guten Detective gibt es einen versteckten Mechanismus – einen Kompass, der ihn innerhalb kürzester Zeit von einem toten Opfer zu einem lebenden Verdächtigen führt, ein Gyroskop, das ihm im schwersten Sturm Gleichgewicht gibt.

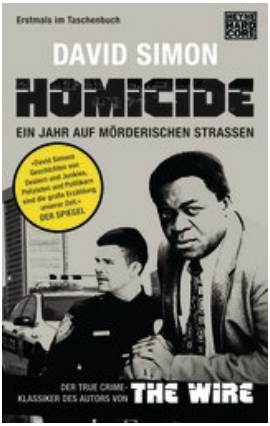
In Baltimore bearbeitet ein Detective etwa neun, zehn Mordfälle im Jahr als leitender Ermittler und ein weiteres halbes Dutzend als zweiter Mann, obwohl die Richtlinien des FBI nur die Hälfte empfehlen. Er behandelt fünfzig bis sechzig Fälle von gefährlichem Schusswaffengebrauch, Messerstechereien und körperlicher Gewalt. Er untersucht jeden ungeklärten oder zweifelhaften Todesfall, der, gemessen am Alter des Opfers oder seinem Gesundheitszustand, Fragen aufwirft. Überdosis, Schlaganfälle, Selbstmord, Unfälle, Ertrinken, plötzlicher Kindstod, autoerotische Strangulation – mit all dem befasst sich ein Detective, während er die Akten von drei ungeklärten Mordfällen auf dem Schreibtisch liegen hat. Jeder Schusswechsel in Baltimore, an dem Polizisten beteiligt sind, wird vom Morddezernat, nicht von der Innenrevision untersucht; man stellt einen Sergeant und ein Team von Detectives dafür ab, um am nächsten Morgen der Polizeiführung und der Staatsanwaltschaft einen umfassenden Bericht vorzulegen. Außerdem laufen jede gegenüber einem Polizeibeamten, Staatsanwalt oder Amtsträger ausgesprochene Drohung sowie jeder dokumentierte Einschüchterungsversuch von Zeugen der Staatanwaltschaft über das Morddezernat.

Aber das ist noch nicht alles. Da das Morddezernat oft genug bewiesen hat, dass es jede Art von Fällen untersuchen und seine Schritte auch dokumentieren kann, wird es immer wieder zu politisch heiklen Ermittlungen hinzugezogen: Ein Ertrunkener in einem städtischen Schwimmbad, für dessen Tod unter Umständen die Stadt zur Verantwortung gezogen wird, anhaltender Telefonterror beim Stabschef des Bürgermeisters, eine langwierige Untersuchung zu der bizarren Behauptung eines Abgeordneten, er sei von mysteriösen Feinden entführt worden. In Baltimore gilt die Regel: Wenn etwas wie Scheiße aussieht, wie Scheiße riecht und wie Scheiße schmeckt, dann ist das ein Fall fürs Morddezernat. So verlangt es die interne Hackordnung des Präsidiums.

Denn:

Verantwortlich für das Morddezernat mit zwei Schichten von je achtzehn Detectives und Detective Sergeants sind zwei altgediente Lieutenants, die dem Captain der Abteilung Gewaltverbrechen unterstehen. Da sich der Captain gern mit der Pension eines Bürgermeisters zur Ruhe setzen würde, möchte er seinen Namen aus allem heraushalten, was dem für die Kriminalpolizei, die Criminal Investigation Divi-

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



David Simon

Homicide
Ein Jahr auf mörderischen Straßen

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 832 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
8 s/w Abbildungen
ISBN: 978-3-453-67635-0

Heyne Hardcore

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Tatort Baltimore: In der Stadt an der Ostküste der USA geschehen innerhalb eines Jahres 234 Morde – an zwei von drei Tagen wird ein Bürger erstochen, erschossen oder erschlagen. Im Zentrum dieses Hurrikans des Verbrechens steht das Morddezernat unter der Leitung von Lieutenant Gary D'Addario. Eine kleine Bruderschaft, konfrontiert mit dem amerikanischen Albtraum. Packend, authentisch, einzigartig.

Der Titel im Katalog